

Etymologie als Voraussetzung einer »vernünftigen Metaphysik«: Tetens' Frühschriften zur Etymologie

1. Zu Begriff und Geschichte der Etymologie

Trotz ihres ehrwürdigen Alters steht die Etymologie in keinem guten Ruf im 18. Jahrhundert. Selbst einer ihrer prominentesten Vertreter, kein Geringerer als Gottfried Wilhelm Leibniz, warnt: »Und im allgemeinen soll man nur den Etymologien Glauben schenken, für die es mehrere übereinstimmende Indizien gibt; sonst goropisiert man.«¹ Voltaire soll gespöttelt haben: »In der Etymologie bedeuten die Vokale gar nichts und die Konsonanten auch nicht viel mehr.«² Johann Christoph Adelung spricht in seinem eigenen etymologischen Werk noch im Jahr 1806 von »verächtlichem Taschenspiel« für jeden »vernünftigen Manne«³ (jedenfalls dann, wenn die Etymologie nicht auf die »gehörige Kenntniß der Sprachen« gegründet sei); und eine neuere literaturwissenschaftliche Monographie siedelt die Etymologie insgesamt zwischen »Faszinosum« und »Ärgernis« an.⁴ Welche Gefahren von einer nicht fachkundig durchgeführten und insgesamt zu spekulativen »Wortforschung«⁵ ausgehen, demonstriert am besten die Leibniz'sche Wortschöpfung vom »goropisieren«. Johannes Goropius Becanus, ein holländischer Arzt und begeisterter Etymologe des 16. Jahrhunderts, stellte die These auf, dass der flämische Dialekt des Bramantischen die Ursprache im Paradies gewesen sein müsse.⁶ Er argumentierte, dass die

¹ Gottfried Wilhelm Leibniz: *Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand*. In: ders.: *Philosophische Schriften*. Hg. u. übers. von Wolf von Engelhardt u. Hans Heinz Holz. Darmstadt 1961, Bd. III, S. 31.

² Das Zitat geistert, wohl seiner besonderen Originalität wegen, durch die sprachgeschichtlichen Werke zur Etymologie, kann aber in Voltaires umfangreichem Werk offenbar nicht aufgefunden werden; kolportiert wurde es von August Wilhelm Schlegel (*Sämtliche Werke*. Hg. von Eduard Böcking. Bd. 12. Leipzig 1847, S. 396f.).

³ Johann Christoph Adelung: *Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde mit dem Vater Unser als Sprachprobe in bey nahe fünfhundert Sprachen und Mundarten*. 1. Theil. Berlin 1806, S. XIII f.

⁴ Stefan Willer: *Poetik der Etymologie. Texturen sprachlichen Wissens in der Romantik*. Berlin 2003, S. 27.

⁵ Nach Willer (ebd., S. 52f.) findet sich diese Übersetzung erstmals bei Schottel.

⁶ Der erste Kandidat für eine biblische Ursprache war naheliegender Weise das Hebräische: »Mit Hieronymus beginnt die lange Zeit gültige Festschreibung des Hebräischen zur göttlichen und adamitischen Ursprache, auch wenn das sprachtheoretische Potential dieser These erst nachmittelalterlich ausgeschöpft wird« (Willer: *Poetik*, [s. Anm. 4], S. 37.) Vor allem im 17. Jahrhundert gab es unter barocken Sprachtheoretikern auch Überlegungen dazu, inwiefern die deutsche Sprache die gesuchte Ursprache sein könnte, so z. B. bei Morhof und Schottel (ebd., S. 51). Endgültig preisgegeben er-

älteste Sprache die einfachste gewesen sein müsste, die einfachste Sprache die kürzesten Wörter enthalten müsse, und das sei nun ganz eindeutig der Fall im Brabantischen (verglichen zumindest mit Latein, Griechisch und Hebräisch, den traditionellen Kandidaten für die gesuchte Ursprache). Die These sorgte für viel Erheiterung in der Gelehrtenwelt und bescherte Becanus eher ungewollten Ruhm als Vater eines eigenen Verbs, eben des von Leibniz so boshaft geprägten »Goropisierens« als Inbegriff einer zu weit getriebenen, durch mangelhafte Sprachkenntnisse und eine wirre Grundthese korrumpierten Etymologie.

Gleichwohl hat die Etymologie durchaus respektable philosophische Wurzeln.⁷ Als einer der Gründungsorte einer philosophisch orientierten Wort- und Sprachforschung gilt Platons Dialog *Kratylos*, in dem es darum geht, ob Wörter (verstanden als Namen) die Gegenstände von Natur aus bezeichnen oder ihnen vom Menschen willkürlich (arbiträr) zugeordnet werden – eine Diskussion, die noch in der modernen Sprachwissenschaft geführt wird, deren Ergebnis für die platonische Theorie jedoch letztlich irrelevant ist, da Wörter sowieso nie Ideen abbilden können und damit philosophisch per se defizient sind.⁸ Aber immerhin gibt der ausführliche Dialog eine ganze Reihe von Beispielen mehr oder weniger spekulativer Wortherleitungen, goropisiert also bereits ganz beachtlich.

Einen neuen Schub erhielt die Etymologie in der Neuzeit durch die Berichte von Reisenden, vor allem Missionaren, über exotische Sprachen aus allen Gegenden der Welt, die die Wortforschung auf eine ganz neue empirische Basis stellten. Es entstanden Glossarien und Sammelwerke, die nunmehr genauere vergleichende Studien nicht nur der europäischen Sprachen ermöglichten.⁹ Den Fortschritt markieren dabei exemplarisch zwei Studien, die in einem Abstand von gut 250 Jahren verfasst wurden: 1555 veröffentlicht Konrad Geßner seinen *Mithridates: de differentiis linguarum*, in dem er das Vaterunser als Belegtext in 22 Sprachen abdruckt; 1806 erscheint von Johann Christoph Adelung *Mithridates oder allgemeine Sprachkunde mit dem Vater Unser als Sprachprobe in bey nahe fünfhundert Sprachen und Mundarten*.¹⁰ Die russische Kaiserin Katharina die Große hatte ein vergleichbares Unternehmen persönlich gefördert: Peter Pallas' *Linguarum totius orbis vocabularia comparativa* (1786) enthielt 285 Wörter in 149 asiatischen und 51 europäischen Sprachen und Dialekten. Die Materialbasis ist damit hinreichend erweitert; das dringendste Forschungsdesiderat war nun eine methodische Begründung der Etymologie als Wissenschaft.¹¹

scheint diese Suche dann zu Beginn des 19. Jahrhunderts; so formuliert Adelung klipp und klar: »Ich leite nicht alle Sprachen von Einer her; Noah's Arche ist mir eine verschloßne Burg, und Babylons Schutt bleibt vor mir völlig in seiner Ruhe«. (Adelung: *Mithridates* [s. Anm. 4], S. XI).

⁷ Vgl. zur Geschichte der Etymologie Willer: *Poetik* (s. Anm. 4), Kap. II, mit weiteren ausführlichen Literaturhinweisen. Die wesentlichen Stationen ihres Wegs bis ins 18. Jahrhundert fasst Willers wie folgt zusammen: »Von Platon über die Stoa, die römische Rhetorik, die Kirchenväter und die mittelalterliche Theologie, weiter über die Sprachtheorie und Mythologie der Renaissance und des Barock und die Versuche ihrer Historisierung im 18. Jahrhundert, bis hin zur synkretistischen Aufnahme dieser Überlieferung in der Romantik«. (S. 27).

⁸ Vgl. dazu ebd., S. 28–30.

⁹ Auch Leibniz gab ein derartiges Sammelwerk heraus, die *Collectanea etymologica* (1717).

¹⁰ Mithridates deshalb, weil der antike König Mithridates Plinius zufolge seine Untergebenen in all ihren 22 Sprachen regiert habe.

¹¹ So stellt auch Willer fest: »Der gelehrte, mystische oder spielerische Überschwang barocken Sprachdenkens wird im 18. Jahrhundert einer Revision unterzogen, die im Zusammenhang einer durchgrei-

Das ist, sehr grob gezeichnet, der historische und diskursive Hintergrund, vor dem Tetens' zwei Frühschriften zur Etymologie erscheinen, die einen diskussionswürdigen eigenen Ansatz zur Methodenfrage vertreten und einen bisher wenig beachteten Seitenarm seiner sprachphilosophischen Studien bilden.¹² Seine Motivation zur Niederschrift der beiden in den *Gelehrten Beyträgen zu den Mecklenburg-Schwerinschen Nachrichten* 1765 und 1766¹³ publizierten Aufsätze erläutert er am Ende des ersten Beitrags selbst: Ein »guter Freund« habe dieses »Feld der Gelehrsamkeit« lediglich als »einen Spaziergang der Gelehrten, wo man bloß tändele« bezeichnet; das habe ihn dazu herausgefordert, in einigen »in der Eile niedergeschriebenen Gedanken« eine »Verteidigung der etymologischen Bemühungen« zu verfassen, wobei er sich jedoch selbst nur als »Zuschauer«, nicht als »Mitarbeiter an dem Gebäude der Etymologie«¹⁴ bezeichnet. Gleichwohl legt er im ersten Beitrag mit dem Titel *Über die Grundsätze und den Nutzen der Etymologie* ein umfassendes Forschungsprogramm vor, mittels dessen das sehr schwankende Gebäude der Etymologie auf ein solideres Fundament gestellt werden könnte. Der zweite Beitrag, *Über den Nutzen der Etymologie*, konzentriert sich dann auf die Apologie im engeren Sinne, indem der allgemeine philosophische Nutzen der Wortforschung beschrieben wird. Ich gehe beide Texte nacheinander durch und rekonstruiere die Argumentation, bevor ich am Ende noch einmal zum allgemeinen Stellenwert von Tetens' Überlegungen und zu einer möglichen Verbindung von Etymologie und Metaphysik zurückkomme.

2. Das Forschungsprogramm: Grundsätze der Etymologie

Wozu Etymologie?¹⁵ Der erste Paragraph des ersten Beitrags beantwortet diese Frage mit einer erschlagenden Aufzählung des vielfältigen Nutzens der Wortforschung als eine Art anthropolo-

genden Sprach- und Erkenntniskritik steht. Für die Etymologie bedeutet das vor allem eine Historisierung ihrer Verfahren« (*Poetik* [s. Anm. 4], S. 59). Tetens wird als ein wesentlicher Vertreter einer deutschen aufklärerischen Etymologie behandelt, aber nur sehr kurz; Willer charakterisiert seinen Beitrag etwas herablassend: Mit einer »fast gemütlich zu nennenden Art« präsentiere er das »Konzept einer generativen (Sprach-)Geschichte als gesicherten Wissensvorrat [...] und die Etymologie als Arbeit für müßige »Nebenstunden« (ebd., S. 70).

¹² Die Texte sind von der Forschung bisher kaum behandelt worden. Es liegt eine ältere Dissertation von Mechthild Böhm vor: *Etymologie als Problem. Ein Beitrag zur Klärung des Verhältnisses von Philosophie und Etymologie unter Berücksichtigung von J. N. Tetens (1736–1807)*. Würzburg 1976, die nach einer allgemeinen Einleitung zu Begriff und Geschichte der Etymologie (aus philosophischem Blickwinkel) die beiden Aufsätze von Tetens mehr oder weniger paragraphenweise referiert. Nützlich sind die relativ vollständigen Nachweise der Quellen, aus denen Tetens zitiert, auf die hier im Einzelnen nicht eingegangen werden kann. Auf Tetens als Sprachphilosoph im Allgemeinen und im Vergleich zu Herder im Besonderen geht die Einleitung von Erich Heintel ein (vgl. Anm. 13).

¹³ 14.–16. Stück (1765), sonabends, den 6ten, 13ten, 20sten April, S. 53–56, S. 57–60, S. 61f.; 35.–37. Stück (1766), sonabends, den 30ten August, 6., 13. September, S. 139f., S. 141–144, S. 145. Hier zitiert nach: Johann Nikolaus Tetens: *Sprachphilosophische Versuche*. Mit einer Einleitung von Erich Heintel hg. von Heinrich Pfannkuch. Hamburg 1971 (im Folgenden zitiert als *SV*, Seitenzahl).

¹⁴ *SV*, S. 18.

¹⁵ Wie ungeklärt Begriff und Methode in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts generell noch sind, demonstrieren die 1781 erschienenen Beiträge Klopstocks. In *Etymologie und Aussprache* (in: *Klopstocks*

gischer Universalwaffe: Sie »beflügelt« Witz und Einbildungskraft, versetzt den »Verstand in eine gelinde Bewegung«, ¹⁶ »zerstreut« das Gemüt »angenehm« – und bildet dadurch ein geradezu unentbehrliches Gegengewicht zur strengen, harten Wissenschaft, indem sie entspannt, ohne abzustumpfen oder ins Triviale abzugleiten:

Daher ich nicht weiß, ob eine Arbeit sei, die sich besser anpasse die Nebenstunden derer auszufüllen, deren Hauptbeschäftigung den Verstand an der Kette zusammenhangender allgemeiner Wissenschaften gefesselt hält.¹⁷

Daneben hat sie eine didaktisch-methodische Funktion, die ebenfalls mit Blick auf Tetens' allgemeines Philosophieverständnis nicht zu unterschätzen ist: Sie gewöhnt den Denkenden durch die Operation mit »Wahrscheinlichkeiten und mit Mutmaßungen« an andere Gewissheitsformen als die der »geometrischen« Wahrheit in der Mathematik; sie schult im Denken jenseits einer streng zweiwertigen Logik und einer unerbittlichen Kausalität »an der Kette zusammenhangender allgemeiner Wissenschaft«. Unschätzbare Quellenmaterial liefert sie für das Studium der Geschichte, speziell der Frühgeschichte des menschlichen Geschlechts, als »Kindheit der menschlichen Sprachen, und Erkenntnisse«; damit ist sie gleichermaßen von philosophischem Interesse, da sie sich auf eine »Erziehung des Menschengeschlechts« beziehen lässt. Schließlich ist sie sogar prestigeträchtig, indem sie zum Ansehen der Sprache und der Nation bei den »Ausländern« beiträgt. Etymologie in diesem Sinne verstanden ist damit für die menschliche Bildung und das menschliche Selbstverständnis als sprachbegabtes Wesen eine Schlüsselwissenschaft.

Aber, so erhebt der zweite Paragraph sogleich den Zeigefinger: »Wortforschen ist nicht Beckanisieren!«¹⁸ »Beckanisieren« ist Tetens' Parallelbildung zum Leibniz'schen »Goropisieren« (bekanntlich hieß der unrühmlich berühmt gewordene Flame mit Nachnamen – latinisiert – Becanus), und es ist interessant, dass Tetens hier nicht Leibniz – auf den er sich andernorts sehr wohl als Autorität in Sachen Etymologie bezieht – wörtlich zitiert, sondern eine eigene Wortbildung vornimmt. Der gesamte folgende Passus gibt eine sprachlich sehr laborierte, beinahe poetisch durchformte Darstellung missverstandenen Etymologisierens: »Silben und Buchstaben hinzuzusetzen, herauswerfen, herumsetzen, vertauschen«, »das Wort zerren und radbrechen«. Offensichtlich setzt das Thema bei Tetens – und das ist auch bei anderen Etymologen der Zeit zu beobachten – selbst einen sprachschöpferischen Impuls frei, einen bewussteren Umgang sowohl mit dem Einzelwort und dessen Klangpotential als auch mit der Bildlichkeit von Metapher und Synekdoche. Eben deshalb jedoch spricht Tetens auch gleich zu Beginn eine Warnung aus: Die Etymologie befinde sich immer in Gefahr, sich durch den »kühnen Flug der Phantasie«

Sämtliche Werke. 14. Bd. Leipzig 1830, S. 259–264) definiert er zunächst eine »Etymologie im weitem Verstande« (S. 259): Sie »lehrt die Veränderungen kennen, durch welche ein Wort zu einem andern wird« (also Sprachgeschichte). Die »Etymologie in engerem Verstande lehrt die Veränderungen, durch welche eine Wort zu einem anders genannten wird« (S. 260; also eine Art morphologischer Grammatik); dies sei jedoch, so Klopstock, eine »Deklinazions- und Konjugationsetymologie« (ebd.), die eigentlich nur für die Orthographie zu gebrauchen sei. Im Folgenden geht es Klopstock dann auch eher um die Anwendung sprachgeschichtlicher Untersuchungen auf eine zu vereinheitlichende Orthographie, die eben entweder etymologischen Prinzipien oder dem Prinzip der Aussprache folgen könnte.

¹⁶ Dieses und alle folgenden Zitate in diesem Absatz aus § 1; *SV*, S. 3.

¹⁷ Vgl. hierzu auch den Beitrag von Frank Grunert in diesem Band.

¹⁸ Alle folgenden Zitate in diesem Absatz aus § 2; *SV*, S. 3f.

beschwingt in »Chimären« zu verlieren; umso wichtiger sei es, seinem in der Folge unterbreiteten Forschungsprogramm strikt zu folgen.

Dieses Forschungsprogramm wird im dritten Paragraphen apodiktisch darauf gegründet, dass die Etymologie eine eigene »Vernunftlehre«¹⁹ haben müsse samt »sicheren allgemeinen aus der Natur der Sache hergenommenen Vorschriften« – was offensichtlich Tetens' eigenes, später vielfach wiederholtes wissenschaftliches Grundlagenbekenntnis überhaupt ist und für die gesamte Philosophie gilt. Als Ziel der Etymologie werden zunächst die Erforschung der »Verwandtschaft« der Wörter und die Erstellung darauf beruhender »Geschlechtsregister« genannt (man beachte wiederum die Metaphorik). Das Geschlechtsregister muss möglichst weit auf einen »entfernten Stamm« zurückgeführt werden, der dann die »Wurzel« der jeweiligen Sprache freilegt. Ein wesentliches Kriterium ist dabei, dass man die zu untersuchenden, einfachen Wörter nicht nur hinsichtlich ihrer Tonqualität, ihres Klangs, sondern auch auf ihre Bedeutung hin untersucht. Beides, phonetische und semantische Ähnlichkeit, muss zusammenkommen, damit wirklich ein Ursprung konstatiert werden kann: »Wie die Töne von den Tönen, so sollen die Ideen, die ihnen zukommen, voneinander abhängen, und auseinander fließen«. Ein unentbehrliches Werkzeug dafür sind möglichst vollständige Wörterbücher und »*Glossaria*« in möglichst vielen Sprachen, vor allem inzwischen ausgestorbenen.

Aber, so stellt Tetens im fünften Paragraphen sogleich das soeben aufgestellte Axiom des Zusammenhangs von phonetischer und semantischer Wurzel auf den Prüfstand, gibt es diese »Analogie« eigentlich wirklich, oder wird sie erst mittels eines etymologischen Zirkelschlusses produziert, indem man das glücklich findet, wonach man ja ausschließlich gesucht hatte?²⁰ Es sei, so Tetens nun im Blick auf das Problem des Sprachursprungs, zumindest sehr wahrscheinlich, »daß man bei der Bildung der Sprache einer gewissen natürlichen Charakteristik gefolgt sei«.²¹ Zunächst werden in dieser ersten Sprache nur solche Dinge bezeichnet, die sehr stark und sehr häufig auf die sinnliche Empfindung wirken; diese werden durch einfache, natürliche Töne benannt, die möglichst direkt mit der sinnlichen Empfindung selbst zusammenhängen, diese am besten »abbildeten«.²² Ähnliche Gegenstände werden dann im weiteren Fortschritt der Sprachentwicklung mit leicht variierten Tönen belegt. Damit jedoch stehen Phonetik und Semantik vom Ursprung her tatsächlich zwingend in einem engen Zusammenhang: Die Töne bilden die Bedeutung ab. Als weitere Beweise für seine These führt Tetens Beispiele an, die schon Leibniz in diesem Zusammenhang verwendet: zum einen Onomatopoetica von Tier-

¹⁹ Alle folgenden Zitate in diesem Absatz aus § 3; *SV*, S. 4f.

²⁰ Vgl. zur Problematik der Analogie-Schlüsse aufgrund von Ähnlichkeit auch Willers (*Poetik* [s. Anm. 4], S. 3). Willers weist auch auf die allen etymologischen Bemühungen innewohnenden zirkulären Charakter deutlich hin: »Der Wunsch, den Wörtern auf den Grund zu gehen, ist vor die Paradoxie gestellt, daß er diesen Grund immer nur in weiteren Wörtern finden kann« (ebd., S. 1).

²¹ *SV*, S. 6.

²² Ebd., S. 7. In der Sprachursprungs-Schrift wird Tetens diese Theorien dann weiter ausführen; mir geht es hier vor allem um die formale methodische Rekonstruktion des Forschungsprogramms. Inhaltlich bestehen enge Beziehungen zum dritten Buch von Leibnizens *Neuen Abhandlungen* (vgl. v. a. Kap. 1: *Von den Worten oder der Sprache im Allgemeinen*). Auch für Herder sind in den »Wurzelwörtern« die Gefühle besonders stark ausgeprägt (vgl. Johann Gottfried Herder: *Abhandlung über den Ursprung der Sprache*. In: ders.: *Sprachphilosophie. Ausgewählte Schriften*. Hg. von Erich Heintel. Hamburg 2005, S. 45f.).

stimmen²³ und Naturgeräuschen, zum anderen die unterschiedlichen »natürlichen« Bedeutungen verschiedener einzelner Laute, wie des harten »R« gegenüber dem weicheren »L.«²⁴ Nach einer Fülle weiterer Beispiele formuliert Tetens schließlich sein empirisch gefestigtes erstes Axiom: »Dies halte ich indessen für den ersten Grundsatz der Wortforschung, und der philosophischen Sprachlehre, daß die ersten und ältesten Wörter einfache natürliche Töne gewesen.«²⁵

Allerdings dürfe man nicht glauben, mit diesen natürlichen Tönen die lange gesuchte paradiesische Ursprache gefunden zu haben. Tatsächlich sei es wahrscheinlicher, dass die unterschiedlichen natürlichen Umwelten – Tetens nennt hier vor allem den Einfluss des Klimas²⁶ – auch unterschiedliche Urtöne produzierten; das gleiche gelte für die Bedeutungen, da auch die Bewertungen der Gegenstände in verschiedenen Kulturen durchaus voneinander abweichen könnten.²⁷ An dieser Stelle bezieht sich Tetens explizit auf die alte Debatte um »Natürlichkeit versus Arbitrarität« der Zeichen und nimmt, wiederum ähnlich wie Leibniz,²⁸ eine mittlere Position ein: Aus der »Analogie« – bekanntlich einer der wesentlichen methodischen Bausteine seiner Philosophie – mit noch gegenwärtig zu beobachtenden Prozessen der Wortfindung in Künsten und Wissenschaften wie im »gemeinen Leben«²⁹ könne man schließen, dass empirisch beide Verfahren Anwendung fänden. Die Wahrscheinlichkeit jedoch spräche insgesamt stärker für die natürliche Benennung: »Aber hundert Fälle sind gegen einen, worinnen eine vorzüglich einleuchtende Beschaffenheit der Benennungsgrund ist.«³⁰ Allerdings kann bei weitergehenden sprachlichen Entwicklungen durch die Übertragungsverfahren von Synekdoche, Metapher und Metonymie dann doch ein natürlicher Zufallsfaktor hinzukommen, indem ein einzelner Aspekt des Gegenstands willkürlich herausgehoben und verallgemeinert werde. Schließlich würden durch die vielfachen Einflüsse von Klima, Staatsform, Lebensart, Sitten, Nahrung und Gewerbe auch die ursprünglichen, einfachen Stammwörter auf die Dauer unkenntlich gemacht;³¹ ihre Aussprache könne sich über längere Zeiträume ebenso grundlegend ändern wie ihre Bedeutung. Relativ stabil blieben nur die Bezeichnungen der »gemeinsten Dinge«, die bereits in der frühen Kindheit erlernt werden, als »Radikalton« und »Geblüt«³² des Stammbaums (Tetens kehrt damit zurück zur Familien- und Wurzelmetaphorik).

Angesichts dieser methodischen Schwierigkeiten im Umgang mit einem historisch derart wandelbaren Material und einer eher schlechten Überlieferungslage entwirft Tetens abschließend ein sozusagen differentialdiagnostisches Verfahren; eine Reihe von »Vorschriften des Wortforschens«,³³ die bei aller soliden Etymologie zu beachten seien. Gegeben seien ein Wort

²³ Onomatopoeica seien offensichtlich »einigermaßen Bilder der Gegenstände« (*SV*, S. 7). Vgl. auch Leibniz: *Neue Abhandlungen* (Anm. 1), S. 23.

²⁴ Vgl. Leibniz: *Neue Abhandlungen* (Anm. 1), S. 25f.

²⁵ *SV*, S. 8.

²⁶ Vgl. auch seinen frühen Aufsatz *Gedanken von dem Einfluß des Climatis in die Denkungsart des Menschen* (vgl. *SV*, S. 227).

²⁷ Als Beispiel nennt Tetens hier die Namen der holländischen Matrosen für insgesamt 32 Winde (vgl. *SV*, S. 7).

²⁸ Vgl. Leibniz: *Neue Abhandlungen* (Anm. 1), S. 15.

²⁹ *SV*, S. 10.

³⁰ Ebd.

³¹ Ähnlich argumentiert auch Herder; vgl. *Abhandlung* (Anm. 22), S. 47f.

³² *SV*, S. 13.

³³ Ebd.

und seine Bedeutung. Zu untersuchen ist in der folgenden Reihenfolge: Ist das Wort aus einer fremden Sprache »eingefropft«³⁴ oder nicht? Ist es zusammengesetzt oder einfach? Gehört es zu den *nomina propria*, den Eigennamen, oder nicht? Für eine weitere etymologische Behandlung eignet es sich nur, wenn es sich in dieser Prozedur als »einfaches gemeines Wort«³⁵ erwiesen hat. Dann kann die eigentliche Wortforschung beginnen, und zwar, wie es die These des Zusammenhangs von Phonetik und Semantik fordert, auf zwei Wegen: Man sucht sowohl nach phonetisch gleichlautenden als auch semantisch gleichbedeutenden Wörtern, wozu nun endgültig möglichst umfangreiche Sprachkenntnisse unentbehrlich sind: »Ohne eine weitläufige Erkenntnis mehrerer Sprachen und ohne einer ausgebreiteten Einbildungskraft wird man mit der größten Vernunft kein Etymologe.«³⁶ Hat man auf diese Art und Weise schließlich eine kleine Wortfamilie gebildet, betrachtet man die bedeutungstragenden Silben, die so genannten »Haupttöne«, die für Tetens, wieder mit einem familiengeschichtlichen Vergleich, wie die »Wappen in der Heraldik«³⁷ sind. Dazu benutzt man alle zugänglichen Informationen zur Wortgeschichte und -entwicklung, die angesichts der Unzuverlässigkeit der Quellen streng nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit evaluiert werden müssen: »Man kann keine einzige Ableitung den Einfällen der zügellosen Phantasie überlassen; alle müssen einen Grund haben, der sie mehr oder weniger wahrscheinlich macht.«³⁸

Hat man am Ende jedoch eine Gruppe von Worten herauspräpariert, die in Hauptton und Bedeutung mit großer Wahrscheinlichkeit übereinstimmen, hat man die Familie beisammen – und das einfachste Mitglied dieser Gruppe ist das Stammwort. Von hier aus kann man weiter versuchen, zu den noch kleineren Elementen, den »ersten Elementen oder zu den natürlichen Tönen«³⁹ zurückzugehen, indem man Hypothesen bildet und sie zu falsifizieren zu versucht, da eine Verifikation auf direktem Weg nicht möglich ist. Allerdings sollte man sich der Grenzen dieses Verfahrens bewusst bleiben; so warnt Tetens:

Am Ende ist die Etymologie, wie die übrigen menschlichen Erkenntnisse. Alles sind Brocken. Wir wissen die Regeln, wie sie gesammelt, zusammengesetzt, und wie die Lücken ergänzt werden müssen; aber es fehlt die Kraft ihnen zu folgen.⁴⁰

»Es fehlt die Kraft ihnen zu folgen« – dieser lakonische Befund könnte als Motto über einer Vielzahl von Tetens' Schriften, speziell zur spekulativen Philosophie, stehen. Der besondere Wert der Etymologie besteht in diesem Zusammenhang darin, dass sie die Möglichkeit bildet, eine bisher verachtete und häufig missbrauchte wissenschaftliche Disziplin exemplarisch neu zu gründen, und zwar zunächst als ein Modell für andere philosophische und geschichtliche Hilfswissenschaften. Der erste Schritt dabei ist die Formulierung von »Grundsätzen« (mathematisch: Axiomen), die zwar letztlich nicht beweisbar sind, aber mit sehr großer Wahrscheinlichkeit zutreffen. Ausgehend von diesen gibt es dann genaue Anweisungen zum weiteren, streng regelgeleiteten Verfahren (»wir wissen die Regeln«). Wesentliche methodische Elemente sind die Bil-

³⁴ Ebd.

³⁵ *SV*, S. 14.

³⁶ Ebd.

³⁷ Ebd.

³⁸ Ebd., S. 15.

³⁹ Ebd., S. 17.

⁴⁰ Ebd.

dung möglichst großer aussagekräftiger Korpora; deren Analyse mit den Mitteln der Statistik; anschließend das Aufstellen von Hypothesen, zumeist auf der Basis von begründbaren Analogien mit ebenfalls hohem Wahrscheinlichkeitsanspruch; schließlich deren Prüfung durch Falsifikationsverfahren. Besonders interessant wird die Etymologie zudem dadurch, dass sie auf der einen Seite eine lebhaft Phantasie erfordert, die erst weit gespannte Verbindungen sehen und herstellen kann; auf der anderen Seite aber muss diese Phantasietätigkeit ständig kontrolliert und eingedämmt werden, damit sie nicht zum »Groposieren« oder »Beckanisieren« verleitet – eine Eigenschaft, die sie letztlich ebenso wie den notwendig spekulativen Charakter mit der philosophischen Metaphysik teilt. Auf die Beziehung zwischen Etymologie und Philosophie geht deshalb auch der zweite Beitrag ausführlicher ein, der nun ankündigungsgemäß den »Nutzen« der Etymologie in den Vordergrund stellt.

3. Die Apologie: Über den Nutzen der Etymologie

Tetens konzentriert sich in diesem Aufsatz auf den speziellen Wert etymologischer Untersuchungen für die Philosophie; ihre Nützlichkeit für die Geschichte sei andernorts schon hinreichend bewiesen worden. Wozu also Etymologie in philosophischer Hinsicht? Im Wesentlichen deshalb, weil Sprechen und Denken für Tetens (wie auch für Leibniz und Herder) untrennbar miteinander verknüpft sind; hat man gezeigt, wie sich die Sprache entwickelt, bekommt man zugleich einen Zugriff auf die philosophisch im engeren Sinne interessantere Geschichte des Denkens.⁴¹ Das gilt vor allem für die Ursprungsfrage. Wenn die Benennung der Gegenstände nach der im vorigen Aufsatz entwickelten Hypothese in den meisten Fällen ihr Wesen, ihre Natur spiegelt, dann kann man aus den Wörtern die Sachen ableiten:

Sie [die Etymologie] lehrt uns also die *Benennungsgründe*, das ist, die Ideen, welche man sich anfänglich, als man den neuerkannten und bishero noch mit keinen Namen belegten Gegenständen eine eigene Benennung gab, gemacht hatte.⁴²

In einer Sprache als »großes Kollektaneen-Buch« sind also alle »neuen Ideen und Kenntnisse aufgezeichnet«,⁴³ die im Laufe der Zeit gefunden wurden. Darüber hinaus demonstriert die grammatische Verknüpfung der einzelnen Wörter zu Sätzen eine bestimmte Art des Denkens. Die Ideen werden nämlich in der Art und Weise verbunden, wie es die grammatische Verbindung der Wörter anzeigt: »Denn es ist eine Harmonie zwischen der Denkungsart und der Sprache.«⁴⁴ Diese Harmonie ist zwar nicht direkt prästabiliert, aber immerhin in einigen Fällen aus-

⁴¹ Ähnlich hatte schon Leibniz in den *Neuen Abhandlungen* argumentiert: Es gebe eine »natürliche Ordnung der Ideen«, die aber dem Menschen nicht zugänglich sei: »Wir haben uns so dem zuwenden müssen, was die Gelegenheiten und Zufälle, denen unsere Gattung unterworfen ist, uns geliefert haben. Und diese Ordnung gibt uns nicht den *Ursprung der Begriffe*, sondern sozusagen die *Geschichte unserer Entdeckungen*« (S. 9; Hvhb. im Original).

⁴² *SV*, S. 19; Hvhb. im Original.

⁴³ Ebd.; wohl nach Leibnizens *Collectanea etymologica* (1717).

⁴⁴ *SV*, S. 21.

sagekräftig.⁴⁵ Die Grammatik wird dann ergänzt durch eine ebenso »natürliche Rhetorik«, die sich vor allem darin äußert, dass allgemeine Begriffe durch bildliche Übertragung aus gegenständlichen gebildet werden: »So machen wir es jetzo noch, und fast alle Benennungen unkörperlicher Dinge und ihrer Veränderungen sind aus den äußeren Empfindungen, und der Körperwelt entlehnt.«⁴⁶

Dies alles führt Tetens in *Über den Ursprung der Sprachen und der Schrift* (1772)⁴⁷ weiter aus; der hier zu behandelnde Aufsatz hingegen nimmt an dieser Stelle eine andere Wendung, die wiederum stärker wissenschaftstheoretisch ist. Im Folgenden geht es Tetens nämlich vor allem um die Problematik philosophischer Begriffe schlechthin – ein Thema, das mit Kant endgültig auf die Tagesordnung kam, aber auch bei Leibniz bereits ausführlich behandelt wurde: Soll die Philosophie sich der Sprache des Alltags bedienen – also zunächst des Deutschen statt des Gelehrtenlatein, aber darüber hinausgehend auch einer dem Alltagssprachegebrauch entlehnten Begrifflichkeit; oder soll sie an einer eigenen Begriffssprache festhalten, wie sie zumeist mit einem philosophischen System und dessen Konsistenz notwendig verbunden ist?⁴⁸

Tetens' Stellung zu dieser Frage ist nicht ganz einfach zu fassen; des Problems ist er sich jedoch schon in dieser frühen Schrift deutlich bewusst. Zunächst greift er an dieser Stelle wieder zurück auf die Diskussion über die Natürlichkeit oder Arbitrarität der sprachlichen Zeichen in der Tradition des nunmehr direkt zitierten *Kratylos*. Leider sei zumindest die jetzige Alltagssprache durchaus nicht so bedeutsam, wie es für einen »vernünftigen Wortmacher«⁴⁹ wünschenswert wäre; vielmehr seien die Sprache des »gemeinen Mannes« und dessen Begriffe des »rohen Verstandes« »eine Vermischung von Wahrheit und von Irrtümern, von Witz und vom Abenteuerlichen, vom Scharfsinnigen und Verwirrten«⁵⁰ – und insofern das Zeugnis einer noch kindlichen, nicht disziplinierten Vernunft. Insofern könne man von hier aus leider keine zuverlässigen Schlüsse auf das Wesen der benannten Dinge ziehen, »wie sie sind«; wohl aber, und das sei philosophisch nun nicht völlig unnütz, darauf, »wie der Mensch anfänglich sich selbige vorge-

⁴⁵ Ebenso heißt es im Ursprungs-Aufsatz: »Alle Figuren der Rhetorik sind auch Figuren im Denken, und keine ist vielleicht gewöhnlicher, als die Synekdoche.« (SV, S. 68).

⁴⁶ Ebd., S. 10f.

⁴⁷ Tetens kündigt am Ende des zweiten Aufsatzes zur Etymologie an, er werde weitere Überlegungen dazu präsentieren, wie die Etymologie der Philosophie auch »unmittelbar dienlich« (ebd., S. 26) sein könne. Dies zielt offenbar bereits auf die Ursprungsdebatte, in der es um genuin philosophische Grundfragen, nicht »nur« um Methodenfragen geht. Vgl. dazu den Beitrag von Hans-Peter Nowitzki in diesem Band.

⁴⁸ Ein Beispiel für einen solchen Wortstreit findet sich beispielsweise in den *Philosophischen Versuchen*, 11. Versuch, wo es um die Grundkraft der menschlichen Seele geht. Tetens erwägt einleitend verschiedene Termini, um das Wesen der »Seele« genauer zu erfassen; schließlich wählt er den Terminus »*Entelechia*«, »weil es am wenigsten sagt« (SV, S. 93). Eine weitere Spekulation über mögliche Grund- oder Ur-Kräfte der Seele jenseits ihrer empirisch sichtbaren Wirkungen lehnt er ab: Es handle sich hier um eine »dunkle Tiefe«, in der man sich allenfalls »fortfühlen« könne (S. 96). Das »Licht« der Evidenz scheine hier nicht mehr, und auch die »Analogie« gebe nur noch einen »schwachen Schimmer« (S. 97). Der Passus endet mit einem etymologischen Argument: »Die Spekulation aus Begriffen sollte hier als ein sicherer Wegweiser zutreten. Aber leider tut sie dies in metaphysischen Untersuchungen sehr selten, teils weil sie nicht kann, und teils auch, weil ihre Beihülfe so oft nicht gesucht, und gar von der Hand gewiesen wird« (ebd.).

⁴⁹ SV, S. 20.

⁵⁰ Ebd.

stellt hat.⁵¹ Dieses Wissen sei immerhin als »Leitfaden mit Nutzen«⁵² zu gebrauchen. Mehr noch: Eine etymologische Betrachtung der Alltagssprache könnte dazu beitragen, endlich einmal zu klären, welche Bedeutung man mit den »*allgemeinen* Ausdrücken« der Philosophie eigentlich im »gemeinen Leben« verbindet:

Ein *kritisches philosophisches Lexikon der gemeinen Sprache*, in welchem die *eigentlichen* und *figürlichen*, die *eingeschränkten* und *allgemeinen* Bedeutungen, welche man den Wörtern im gemeinen Leben gibt, deutlich entwickelt und vollständig angegeben würden, ist nach meinen Gedanken ein Schatz, den man unserer deutschen Sprache sehr zu wünschen hätte.⁵³

Tetens meint damit nicht, dass die Philosophie insgesamt eine Philosophie des Alltags oder des gemeinen Lebens werden soll; wohl aber, dass es eine »*gemeine*« Philosophie gibt, die ein »großer Teil der *wahren Philosophie*« ist und näher als »Philosophie der Sachen«⁵⁴ bezeichnet werden könnte: Sie würde versuchen, die Dinge so zu erklären, »wie sie sind«⁵⁵ – also von der allgemeinen Lebenserfahrung ausgehen – und sie deshalb auch so zu benennen, wie man spricht: also »*dem Sprachgebrauch folgen*«. ⁵⁶

4. Gegen die »Logomachien«: Zum Zusammenhang von vernünftiger Metaphysik und vernünftiger Etymologie

Das Wort von der Popularphilosophie fällt hier nicht, aber letztlich ist wohl etwas Ähnliches gemeint. Genauer führt Tetens diesen Zusammenhang nicht aus, geht aber an anderer Stelle noch einmal detaillierter darauf ein, nämlich in den etwas früher entstandenen *Gedanken über einige Ursachen, warum in der Metaphysik nur wenig ausgemachte Wahrheiten sind* (1760).⁵⁷ Die wesentliche Ursache ist für ihn die Neigung von Metaphysikern und Ontologen zu »Logomachien«.⁵⁸ Zumeist bestünden ihre Grundwörter nämlich aus zusammengesetzten Begriffen, bei denen sich die Missverständnisse gegenüber einfachen Begriffen noch durch die Art der Zusammensetzung potenzierten. Dies alles führe zu einem permanenten Kriegszustand unter den Philosophen, denen das Bild der Mathematik als »*friedfertiger* Wissenschaft«⁵⁹ gegenübergestellt wird: Hier würden aus klaren axiomatischen Begriffen nach logischen Gesetzen Sätze hergeleitet und bewiesen – und es sei letztlich sinnvoller für die Metaphysik, ihr ewiges Kriegsbeil zu begraben und es der Mathematik gleichzutun: »Die Streitigkeiten in der Metaphysik müssen notwendig

⁵¹ Ebd., S. 22.

⁵² Ebd.

⁵³ Ebd., S. 23; Hvhb. im Original.

⁵⁴ Ebd., S. 24; Hvhb. im Original. Tetens gibt hier einen bezeichnenden Vergleich mit einer anderen »mathematischen« Wissenschaft: »In der Philosophie der Sachen muß man die Dinge erklären wie sie sind, so wie es die Astronomen mit den Sonnenfinsternissen machen, und nicht wie sie irrig vorgestellt werden« (ebd.).

⁵⁵ Ebd.

⁵⁶ Ebd.

⁵⁷ Vgl. dazu auch den Beitrag von Achim Vesper in diesem Band.

⁵⁸ *SV*, S. 146.

⁵⁹ Ebd., S. 147; Hvhb. im Original.

abgeschafft werden, wenn diese Wissenschaft mit ausgemachten Wahrheiten bereichert werden soll.⁶⁰

Damit ist das Problem aber wieder auf die sprachlich-etymologische Ebene verlagert: Denn welchen allgemeinen Sprachgebrauch soll man nun als verbindlich festlegen, den »gemeinen« oder den »gelehrten« – zumal in beiden Systemen selbst schon keine Einigkeit bestehe und Missverständnisse im Alltag ebenso gegenwärtig seien wie in verschiedenen philosophischen Systemen? Dazu kommt nach Tetens noch eine vielfach empirisch belegte, aber leider kontraproduktive Charaktereigenschaft aller großen Systemphilosophen und Metaphysiker:

Man ist viel zu eigensinnig, als daß man sich von einem jetzt lebenden Metaphysiker sollte vorschreiben lassen, wie man reden sollte, und wenn einer der schon verstorbenen zur Vorschrift sollte genommen werden, so würde man ebensowenig sich hierüber einig werden.⁶¹

Eine mögliche Lösung dieses Problems sieht Tetens in der Einführung der von Leibniz vorgeschlagenen Universalsprache, die er mit der Analysis in der Mathematik vergleicht; das Vorhaben habe sich jedoch historisch als ebenso undurchführbar erwiesen wie eine Vereinheitlichung der Systeme. Auch die inzwischen eingebürgerte Einführung von »Wörterklärungen«⁶² vor ihrem jeweiligen Gebrauch habe nicht wirklich geholfen, sondern nur zu einer Art unendlichem Regress geführt. Eine wesentliche Ursache dafür sei – und hier kann man den Bogen zurück zur Etymologie schlagen, auch wenn Tetens das aus chronologischen Gründen in diesem früheren Text nicht tut –, dass es sich häufig um zusammengesetzte Begriffe handelt, die nicht sauber in die diesen zugrunde liegenden einfachen Begriffe auseinanderdividiert wurden: Nur eine Zurückführung auf die allerersten Elemente aber, auf »einfache Ideen«,⁶³ könne wirklich Klarheit schaffen – also genau das Verfahren, das er später der Etymologie zur Aufgabe machen wird. Letztlich sei eine solche Begriffs-Atomistik auch die Voraussetzung dafür, das Unternehmen der philosophischen Universalsprache doch noch einmal anzugehen. Sinnvoll sei allein eine zeichenhaft vereinfachte Begriffssprache mit nur sehr wenigen Grundbegriffen, die dann durch alltagssprachliche »Verbindungswörter«⁶⁴ (anstelle arithmetischer Regeln) verknüpft würden; diese seien definitionsgemäß einfach und unmissverständlich. Tetens zeigt sich aber insgesamt wenig optimistisch, ob dieser Vorschlag durchsetzungsfähig sei; »aber es fehlt die Kraft ihnen zu folgen«,⁶⁵ ist wohl auch hier der nicht ausgesprochene Hintergedanke.

Obwohl Tetens damit letztlich keine Lösung für das Problem der »Logomachien« in der Metaphysik vorschlagen kann, hilft die Etymologie zumindest dabei, das Problem klarer zu analysieren und zu formulieren. Wer diesem Argument nicht folgen mag, kann vielleicht wenigstens dem allgemeinen Grundsatz zustimmen: »Sie [die Etymologie] verbessert und erklärt die Sprache, und diese unterrichtet den Philosophen.«⁶⁶ Dass Tetens selbst das Problem eindeutig bestimmter Begriffe in der Philosophie jedoch, und zwar nicht nur in systematischer und methodischer Hinsicht, sondern auch unmittelbar im Blick auf die philosophische Erkenntnis

⁶⁰ Ebd., S. 148. Auch hier sieht man einen ähnlichen Denkipuls wie in Kants kritizistischem Projekt.

⁶¹ Ebd., S. 151.

⁶² Ebd., S. 152.

⁶³ Ebd., S. 153.

⁶⁴ Ebd., S. 157.

⁶⁵ Ebd., S. 17.

⁶⁶ Ebd., S. 26.

selbst noch lange beschäftigt hat und ein zentraler Bestandteil seiner Philosophie ist, kann man noch in den *Philosophischen Versuchen* sehen. Dort heißt es beispielsweise im Blick auf die Begründung der »inneren Selbsttätigkeit« als anthropologisches Kernspezifikum der Menschen, also einem zentralen Theoriebestandteil:

Wir verlieren uns in die Dunkelheit der Begriffe von *Kräften, Vermögen, Anlagen, Graden* und *Entwicklungen*, wenn wir weiter hierin hineingehen, und sammeln höchstens noch ein Beispiel mehr zu so vielen anderen, wie unentbehrlich zu jeder gründlichen Untersuchung über die Natur der wirklichen Dinge die Auflösung der allgemeinen Verstandesbegriffe, das ist, eine vernünftige Metaphysik sei.⁶⁷

Eine solche »vernünftige Metaphysik« ist jedoch nur möglich auf Basis einfacher, geklärter, »allgemeiner Verstandesbegriffe«, wie sie eine »vernünftige Etymologie« auf Basis empirischer sprachvergleichender Funde und kontrollierter wissenschaftlicher Thesenbildung zumindest in Einzelfällen liefern könnte.

⁶⁷ Ebd., S. 119; Hvhb. im Original.